

Carl Steiner: Karl Emil Franzos, 1848-1904. Emancipator and Assimilationist. – New York, Bern, Frankfurt am Main, Paris: Lang 1990

Das Interesse für Karl Emil Franzos ist in der letzten Zeit bedeutend in den Vordergrund getreten. Die neue Ausgabe seines vielleicht besten Romans *Der Pojaz* mit dem Nachwort von Jost Hermand, die nach langer Zeit wieder herausgegebenen Ghettoesgeschichten, die verschiedensten Aufsätze in den letzten Jahren sind Zeugen dieses steigenden Interesses. Nach den einzelnen Versuchen der Fachliteratur über Franzos präsentiert Steiner mit diesem Buch eine die bisherigen Ergebnisse umfassende Biographie.

Zu seinen Lebzeiten war Franzos einer der bekanntesten Schriftsteller. Den Durchbruch erreichte er mit der Novelle *Das Christusbild*, die ihn auf einmal berühmt machte. In der auf ein persönliches Erlebnis zurückgreifenden Novelle schildert er, wie sehr Vorurteile über Gefühle in das Schicksal des Einzelnen hineingreifen. Die christliche Braut des jüdischen Jünglings kann sich darüber nicht hinwegsetzen, daß sie einen Juden heiratet. In ihrem Absagebrief schreibt sie: „Mir bricht das Herz, aber Sie sind ein Jude“. Dieser Satz gilt fast als Motto für das spätere Leben von Franzos und für sein Werk: das Problem der Mischehe als möglicher Weg der Assimilation wurde zum zentralen Thema. In dem Kapitel *A German Jew or a Jewish German?* schildert Steiner feinfühlig den inneren Weg von Franzos und seinen Figuren zwischen Judentum und Deutschtum. Der äußere Weg von Franzos führte ihn als Journalist und Korrespondent zu verschiedenen Zeitschriften, wie zum Beispiel zum *Pester Journal*, zum *Ungarischer Lloyd*, und zum *Pester Lloyd*. Nach seinem Aufenthalt in Ungarn kehrte er wieder nach Wien zurück und war bei der *Neuen Illustrierten Zeitung*, und dann bei der von ihm in den Berliner Jahren gegründeten *Deutsche Dichtung* tätig. Diese literarischen Zeitungen redigierte er als Deutscher, nicht als Jude. Dieses sich als Deutscher behaupten wollen begleitete nicht nur ihn auf seinem ganzen Lebensweg, sondern ist für seine ganze Epoche und für zahlreiche seiner Helden charakteristisch. Nicht nur einzelne Lebenswege und literarische Helden werden in Steiners Buch behandelt, sondern das politische, soziale und kulturelle Umfeld, in das diese Schicksale eingebettet waren. Wir können viele interessante Einzelheiten über das Verhältnis zwischen Juden und Nichtjuden, über den Antisemitismus nicht nur auf deutschsprachigem Gebiet, sondern auch in Ost-Europa, erfahren. Als Antwort darauf werden demonstrativ die beiden Wege dargestellt: die von Franzos propagierte Assimilation und der von Theodor Herzl vertretene Zionismus.

In den folgenden drei großen Kapiteln behandelt Steiner fast das ganze Lebenswerk von Franzos: *The Halb-Asien Trilogy*, *The Stories of Barnow and Other Non-Hassidic Tales*, und *A Novelistic Masterpiece and Other Novels*. Diese lassen sich schwer in den literarischen Naturalismus des ausgehenden 19. Jahrhunderts einordnen. Die politischen, philosophischen und ethischen Ansichten seiner Erzählungen werden nicht von Nostalgie getragen, sondern wurzeln tief in den gesellschaftlichen Realitäten. Und Franzos konvertierte diese gesellschaftliche Realität meisterhaft in literarische Themen: die Enge des osteuropäischen Ghettos, die ausgehungerte Sehnsucht nach aufgeklärter, europäischer Bildung, die Idealisierung der freien Wahl in Liebe und Heirat und überhaupt die Sprengung aller religiösen und gesellschaftlichen Tabus. Sein „Meisterstück“, der Roman unter dem Titel *Der Pojaz*, der erst kurz nach seinem Tod erschien, obwohl er ihn bereits mehr als zehn Jahre früher beendet hatte, ist eine Zusammenfassung seiner Themen und Motive. Carl Steiner läßt uns auch hier hinter die Kulissen schauen: was war der Grund, daß Franzos gerade dieses, auch von ihm für ein Meisterwerk gehaltene Buch nicht selbst veröffentlicht hatte, welches waren jene „dunkle[n] Mächte“, die von seiner Frau Ottilie in der posthumen Edition erwähnt wurden, aber angeblich bei der Verzögerung der Ausgabe keine Rolle spielten? Steiner zitiert auch die Begründung von Franzos selbst, der unter anderen Gründen den Antisemitismus angibt.

Das Nachleben des Lebenswerkes ist das Thema des abschließenden fünften Kapitels *The Literary and Socio-Cultural Legacy*. Steiner gibt einen hervorragenden Überblick über die Rezension von Franzos und erhellt die Gründe, warum er bald nach seinem Tod für lange Jahrzehnte vergessen wurde. Sein Verdienst, Georg Büchner neuentdeckt und herausgegeben zu haben, die Tatsache, daß die Werke von Franzos in 16 Sprachen übersetzt wurden, konnten ihn nicht von der Vergessenheit retten.

Péter Varga
Budapest

Reinhard Farkas: Hermann Bahr. Dynamik und Dilemma der Moderne. – Wien, Köln 1993

Der literaturwissenschaftliche Forschungsstand über Hermann Bahr, den "Herrn Adabei" oder die "Wetterfahne der Kaffeehausintellektuellen" ist bescheiden. Seit 1945 sind im deutschen Sprachraum immer wieder einzelne Arbeiten über Bahr erschienen. Von einer systematischen Bahr-Forschung konnte jedoch kaum die Rede sein. Hermann Bahr, der von Otto Julius Bierbaum ein "Feuergeist" seiner Zeit genannt wurde, der ein wichtiger Zeuge für die Diskussionen um und über die literarische Moderne der Jahrhundertwende war, ist ziemlich in Vergessenheit geraten. Erst neuere Arbeiten von Donald G. Daviau (*Der Mann von Übermorgen. Hermann Bahr 1863-1934*, Wien 1984), von Rainer Dittrich (*Die literarische Moderne der Jahrhundertwende im Urteil der österreichischen Kritik*, Frankfurt am Main 1988) und von Reinhard Farkas (*Hermann Bahr. Prophet der Moderne. Tagebücher 1888-1904*, Wien, Köln, Graz 1987) erschienen wie Sterne am Himmel der Bahr-Forschung.

Besonders die neue Monographie *Hermann Bahr. Dynamik und Dilemma der Moderne* von Farkas stellt auf der Grundlage der biographisch-historischen Methode eine Neuinterpretation des Lebens und Wirkens Bahrs dar, die sich gegen das gängige Bild der Literaturgeschichte stellt, das Georg Lukács folgendermaßen einprägsam formulierte: "[...] Hermann Bahr, der vom Naturalismus bis zum Surrealismus vor jeder neuen Mode als Tambourmajor einherstolztierte, um jede Richtung, ein Jahr, bevor sie aus der Mode kam, zu überwinden." (Georg Lukács: *Es geht um den Realismus*. In: H.-J. Schmidt (Hrsg.): *Die Expressionismusdebatte*. Frankfurt am Main 1973, S. 217. f.) Erstmals wird hier detailliert der wechselhafte Weg des Schriftstellers vom Burschenschaftler der Albia zum Ästhetizisten, vom besessenen Erotiker zum bußfertigen Katholiken nachgezeichnet. Farkas stellt Bahr als Zentralfigur der Wiener Moderne dar, dessen vielschichtige Interessengebiete (Studium in Wien und Berlin, S. 16. f.) und Widersprüchlichkeiten im Wesen als "homo duplex" (Lebensphilosophie, pädagogische Ansätze, [...]) aufgezeigt werden. Er weist auch auf die für Bahr meinungsbildenden Einflüsse hin. Aus dem großdeutschen Antisemiten wird aufgrund der Vorlesungen von Adolph Wagner ein Sympathisant der sozialistischen Bewegung; aufgrund seiner Berliner Kontakte ("DURCH"-Kreis) wird Bahr Naturalist, aufgrund seiner Auseinandersetzung mit den dualistischen Ansätzen der Moderne von Eugen Wolff gelangte er zu seinem eigenen Modernekonzept; aufgrund eines mehrmonatigen Studienaufenthaltes in Frankreich (Beschäftigung mit der französischen Malerei des 18. und 19. Jahrhunderts, der kritischen Rezeption französischer Aufklärer – besonders der naturalistischen Dekadenzkritik Rousseaus –, der französischen Psychologie und einem beachtlichen Spektrum religiöser Perspektiven) modifiziert er seine weltanschauliche Haltung entscheidend und wird der Verteidiger und "Majordomus" der Wiener Moderne; aufgrund der Konversionsbewegung der *Renouveau catholique*, seiner zweiten Frau Anna von Mildeburg und seines Älterwerdens erfolgt der Weg von einem Argumentator gegen die christliche Religion, die er als "Nichtsein" ablehnt, zu einem praktizierenden "neobarocken" Katholiken.

Der besondere Wert dieser Arbeit liegt einmal in der Einbeziehung des noch nicht veröffentlichten Nachlasses wie z.B. jener sechs zusammenhängenden Schreibhefte, die mit dem Titel *Das spanische Buch* bezeichnet sind, die in eine noch wenig erforschte Periode der vom August 1889 bis Anfang 1890 unternommenen Reise nach Spanien und Marokko Einblick gewähren und sich "als exakte Seismographie dekadenter Zerfallenheit von Physis und Psyche, Rationalität und Emotionalität, von Bewußtsein und Unterbewußtsein" (S. 29.) erweisen. Zum anderen wird aufgezeigt, in welcher engen und komplexen Beziehung das Leben und das schriftstellerische Werk Bahrs stehen und wie das Schreiben diesem half, seine Lebensgeschichte zu bewältigen bzw. aufzuarbeiten. Des weiteren setzt sich Farkas wegen neuer erschlossener Dokumente kritisch mit bisherigen Veröffentlichungen (Erich Widder, Niki Wagner, Donald G. Daviau) auseinander. Besonders bezieht er Position gegen Ansätze des Letztgenannten, der unter anderem die Morbidität (S. 20. u. 68.) Bahrs nicht beachtete und das Streben zur Überwindung der "liberalistischen Weltanschauung und Sinnkonstruktion" mit dessen Treue zur Donaumonarchie begründete und nicht in der Ideologie des Dichterjournalisten (S. 91).

Zu kurz scheint mir die Auseinandersetzung mit dem Naturalismus, dem norddeutschen Naturalismus, zu kommen, der für Bahr und auch andere Vertreter des "Jungen Wien" (Eduard Michael Kafka, Friedrich Michael Fels, [...]) ursprünglich die "Moderne" gewesen ist. Man spürt hier eine in Österreich weit verbreitete Auffassung, daß es nichts anderes als die *Décadence*-Bewegung, eben nur Neuromantik, Symbolismus und Impressionismus, aber keinen Naturalismus gegeben habe.

Wünschenswert wäre es gewesen, wenn der Verfasser jedes Kapitel wie das Vierte *Dasein und Sexualität* mit einer Zusammenfassung abgeschlossen hätte, um dem literarisch interessierten Leser das Wesentliche noch einmal hervorzuheben.

Aufgrund der langen, durchdringenden und qualifizierten Beschäftigung mit dem Werk und Leben Hermann Bahrs möchte ich dieses aus fünf Kapiteln (Biographischer Umriss, Entfaltung der Moderne, Weltanschauung der Moderne, Dasein und Sexualität, Das Bild der Frau) bestehende und sich mit der WIENER MODERNE auseinandersetzen Buch allen in diese Periode "EINGELESENEN" und mit der "POSTMODERNE-BEFASSTEN" sehr empfehlen.

Karlheinz Auckenthaler
Szeged

Viktor Suchy: Studien zur österreichischen Literatur. Zum 80. Geburtstag. Hg. von Heinz Lunzer. Zirkular, Sondernummer 32, November 1992

Die Dokumentationsstelle für neuere österreichische Literatur im Literaturhaus (Wien) hat ihren einstigen Begründer und langjährigen Leiter Viktor Suchy mit einer Festschrift zum 80. Geburtstag geehrt. Es ist eine eigenartige Festschrift, die gleichzeitig literaturwissenschaftliche und -kritische Schriften des Jubilars aus viereinhalb Jahrzehnten vereinigt und einen Einblick in seine weitverzweigte wissenschaftliche und kritische Tätigkeit gewährt.

Der Titel verspricht *Studien zur österreichischen Literatur* und der Band löst das Versprechen glänzend ein. Dies setzt, wie Suchy selbst in der Studie *Kontinuität und Traditionsbruch in der österreichischen Dichtung der Gegenwart* (1975) feststellt, „den Glauben oder das mehr oder minder gesicherte Wissen voraus, daß es so etwas Ähnliches wie Wesenszüge des Österreichers gibt, die konstant geblieben sind und die sich in der österreichischen Dichtung zeigen“ (S. 150). Also ein Festhalten an der spezifisch österreichischen Tradition, die sich für Suchy aus zwei Komponenten zusammensetzt: dem „Habsburgischen Mythos“ (Claudio Magris), von Hofmannsthal, Schaukal und Wildgans zur „österreichischen Idee“ als konservativen Staatsidee umgestaltet, und den Leistungen der Wiener

Moderne, die nach Suchy keinesfalls eng literarhistorisch aufzufassen ist, sondern geistesgeschichtlich die neopositivistische Philosophie Machs und Wittgensteins sowie die Psychoanalyse Freuds ebenfalls mit einbegreift.

Jedoch entgeht Suchy der Gefahr des Traditionalismus, die eine zu starke Einengung des Blickes auf das ehrwürdige Alt-Österreich und die Doppelmonarchie sicherlich mit sich bringen müßte. Er wahrt von Anfang an die Europäische Perspektive – bereits in seiner 1952 entstandenen Studie *Zukunftsvisionen des 20. Jahrhunderts. Der utopische Roman der Gegenwart als Diagnose der Zeit* bespricht er neben deutschsprachigen Autoren englische Anti-Utopisten wie Huxley und Orwell –; außerdem steht er selbst der Gültigkeit jener Tradition für Gegenwart und Zukunft eher skeptisch gegenüber. Diese Einstellung ermöglicht, daß er stets aufgeschlossen bleibt für neue und neueste Erscheinungen in Kunst und Literatur: über konkrete und experimentelle Poesie in der österreichischen Nachkriegsliteratur schreibt er genauso spannend wie über Grillparzers *Melusina*, die er einer gründlichen und weitverzweigten stoff- und motivgeschichtlichen Untersuchung unterzieht.

Es gilt also auch für ihn der Satz Friederike Mayröckers, den er öfters zitiert: „die signale [...] sie kommen von allen seiten.“

Das Gesamtmaterial des Bandes überblickend, fallen zwei Grundzüge in Suchys Schaffen ins Auge: Vielfalt sowie Konstanz und Konsistenz. Vielfalt, was die behandelten Themen, Gattungen, Epochen und Autoren sowie die dabei angewandten Untersuchungsmethoden betrifft – er setzt seine Methoden, die von der Stoff- und Motivgeschichte über die Ideologiekritik, Soziologie und Politologie bis hin zur Psychoanalyse in der Nachfolge C. G. Jungs reichen und die er alle souverän beherrscht, an jeder einzelnen Stelle funktional ein. Gleichzeitig aber Konstanz und Konsistenz, weil er in seinem ganzen mehr als vier Jahrzehnte übergreifenden Schaffen als Literaturwissenschaftler und -kritiker konsequent jenen Weg gegangen ist, den er in seinen frühen Schriften *Katholizismus und Literaturwissenschaft* (1947) bzw. *Kritik als diagnostische Kunst* (1960) für sich selber programmatisch abgesteckt hatte: den Weg einer eminent humanistischen Literaturwissenschaft und Literaturkritik, die die engen Grenzen ihres Gegenstandes überschreitend stets engagiert zu der Lösung von Zeitproblemen beizutragen suchen.

Imre Kurdi
Budapest

**Wolfram Malte Fues: Poesie der Prosa, Prosa als Poesie. Eine Studie zur Geschichte der Gesellschaftlichkeit bürgerlicher Literatur von der deutschen Klassik bis zum Ausgang des 19. Jahrhunderts. – Heidelberg: Carl Winter 1990
(= Probleme der Dichtung, Studien zur deutschen Literaturgeschichte, 22)**

Das in dem Untertitel angegebene Thema behandelt die im Sommer 1987 an der Philosophisch-Historischen Fakultät der Universität Basel als Habilitationsschrift eingereichte Arbeit von Wolfram Malte Fues in vielfacher Hinsicht, aber mit gewissen Schwerpunkten.

Im Zeichen des Hegelschen Gedanken vom Ende der Kunst und der Vorstellung Heinrich Heines vom Ende der Kunstperiode führt uns nämlich der Verfasser in die Problematik der Herausbildung einer gesellschaftlich engagierten Kunstauffassung ein, die im Rahmen der Abhandlung historisch in der erwähnten Zeitspanne und gattungstheoretisch mit dem Begriff „bürgerliche Erzählprosa“ belegt wird. Als Ausgangspunkt dient neben den umfassenden philosophischen

Grundlagen ein konzeptionell interessanter, modellhaft aufgefaßter Kunstgriff: Fues untersucht konkret nur die am meisten „realistische“, d.h. wirklichkeitsbezogene Gattung der Literatur, die Epik, und innerhalb dieser Gattung nur das neuzeitlich bedingte Genre, den Roman. Dabei stellt er die Frage, ob und inwieweit die sich allmählich verstärkende bürgerliche Gesellschaft an ihrer Kunst interessiert ist; was die literarische Konkretisierung von Kunst überhaupt bedeutet.

Die moderne, bürgerliche „Epopöe“ (Hegel) wird mittelbar, in Form von einer vielschichtigen Rezeption zahlreicher Romantheorien des 19. Jahrhunderts dargeboten. Nach Meinung des Verfassers besteht die Bedeutung der zitierten Überlegungen darin, daß sie eine in erwünschtem Maße adäquate und authentische literarische Darstellungsform oder aber künstlerische Entsprechung der zeitgenössischen bürgerlichen Wirklichkeit fast ausschließlich in dem verhältnismäßig jungen Genre des Romans erblickten. Die erklärende Darstellung und logische Klassifizierung (einschließlich der treffenden Einschätzung) dieser Vorstellungen bilden die Vorzüge der Studie, in der auch eine sichere und wahrscheinlich endgültig klärende Handhabung von Schlüsseldefinitionen keine Nebensache ist.

Demnach ist die Erzählprosa (in erster Linie der Roman) die wirklich charakteristische literarische Kunstform, die in der neueren („bürgerlichen“) Epoche der Menschheit noch interessant, für die besten Schriftsteller überhaupt „möglich“ ist. Sie kommt einerseits als ein fast kunstloses Gebilde zustande, stelle aber andererseits eine ausgezeichnete Ausdrucksmöglichkeit der sowieso in Prosa aufgehenden, rationalistisch eingestellten Gesellschaft dar. Als solche ist sie aber zugleich auch die Wiedereroberung der Kunst für diesen Menschenkreis. In diesem Zusammenhang besäße der sich durchaus auf die (sogenannte) Wirklichkeit konzentrierende realistische Roman wesentliche Charakterzüge einer idealistischen Poesie, sie erschiene ohne weiteres als ein neues, mit den anderen ebenbürtiges Genre der Dichtung: Der Ausdruck „Poesie der Prosa“ bliebe also letzten Endes keine seltsame, gar merkwürdige Sache mehr, sondern verstünde sich von selbst, die „Roman-Poesie“ (J. G.) wäre eine weitgehend reale Verwirklichung der neueren literarischen Anforderungen. Eine Erscheinung schließlich, die – wie die übrigen Sachverhalte der Kunstästhetik – nicht zu bezweifeln, sondern ausführlich zu erörtern wäre.

Diese Erkenntnis in solcher Konzentration ist ein Verdienst des Verfassers, geht aber in ihren Einzelheiten auf eine große Anzahl von zeitgenössischen Feststellungen zurück. Als Fazit formuliert Fues: „Der Roman, der immer mehr zum wichtigsten Mittel bürgerlich-literarischen Selbstdrucks wird, kann sich diesem (dem, J. G.) Realismus nicht entziehen.“ Das heißt: Wolfram Malte Fues traf eine sehr günstige Wahl, als er das für das bürgerliche Zeitalter kennzeichnende Genre des Romans mit dem Ziel der Veranschaulichung des Literaturprozesses im 19. Jahrhundert zum Objekt seiner Darstellung machte. Auf einer anderen Ebene bedeutet dies jedoch, daß auch das Selbstverständnis des Autors nur unter diesen Umständen eindeutig im Rahmen eines wissenschaftlichen „Realismus“ (als Medium einer vollkommen modernen Methode) erscheinen kann. Denn die Tiefenstruktur der besprochenen literaturhistorischen Epoche erschließt sich in essentieller Form vor allem in den hier analysierten Arbeiten; der wirtschaftlich eindeutig (teils auch gesellschaftlich) führende Stand, das reiche Bürgertum – den anderen führenden Schichten der Geschichte ähnlich – vermag samt seinen kunstideologischen Vorstellungen, der deutschen Eigenart gemäß, für den heutigen Leser am besten in den wissenschaftlich orientierten Werken des Zeitalters existent zu werden.

Das Schaffen eines Stifters, Kellers oder Fontanes spielt demgemäß in dieser Abhandlung im Verhältnis zu den interpretierten Arbeiten von Wolfgang Menzel, Heinrich Laube, Theodor Mundt, Ludolf Wienbarg, Julian Schmidt, Friedrich Theodor Vischer u.a. bloß die Rolle einer anspruchsvollen Illustration. Die ausgelegten Werke der „poetischen Realisten“ unterstreichen aber schon durch ihre Anwesenheit die gute Umsetzungsmöglichkeiten der Theorien von Fues in die Praxis, verstärken den Eindruck, daß es sich hier um einen großangelegten, zeitgemäßen und originellen Versuch handelt, der – wenn nicht als „epochemachend“, wie der untersuchte Ansatz der bürgerlichen Romantheorie, so doch – als ein bedeutendes praktisches (nicht nur theoretisches) Unternehmen hinsichtlich der heute gültigen wissenschaftlichen Denkweisen erscheint.

József Grudl
Veszprém

Harald Fricke: Literatur und Literaturwissenschaft. Beiträge zu Grundfragen einer verunsicherten Disziplin. – Paderborn, München, Zürich: Schöningh 1991

Ein heikles, doch unbedingt nötiges Unterfangen hat der Autor mit diesem Sammelband gewagt. Als Literaturwissenschaftler hat er sich und seine Kollegen Grundproblemen der Disziplin ausgesetzt und sie zu einer gemeinsamen Diskussion eingeladen. Jedes der insgesamt neun Kapitel wird mit einer provokativen Frage betitelt, wie z.B.: *Wie soll man über Literatur reden?; Wie verständlich muß unsere Fachsprache sein?; Wieviel Suggestion verträgt die Interpretation?* usw. (Den einzelnen Beiträgen liegen zum größten Teil frühere, für sich allein stehende Vorträge zugrunde, so kann der Leser auch eine andere Reihenfolge wählen als die vom Autor angebotene.)

Fragen dieser Art sollte sich ein jeder Literaturwissenschaftler von Anfang an – d.h., wie von Fricke nachdrücklich betont, vom Grundstudium an – immer wieder stellen, um die sachbezogene Orientierung nicht zu verlieren. Für die Lösungen der angeführten Probleme ist allgemein eine zeitgemäße Bescheidenheit charakteristisch.

Ein Leitsatz von Fricke heißt: „Niemand – auch kein Literatur- oder Wissenschaftstheoretiker – hat irgendjemandem Vorschriften darüber zu machen, wie ‘man’ über Literatur reden solle“. Folglich stellt er keine allgemeingültige Regel auf, sondern erklärt in einer negativen Annäherung, wie ‘man’ über Literatur nicht reden darf und schlägt den „Fachgenossen“ Richtlinien zur weiteren Erörterung vor.

Er schreibt uns also kein Rezept vor, er behauptet nicht einmal, die Fragen allein beantworten zu können – was auch keiner von ihm erwartet –, sondern fordert stattdessen, in den Proportionen Gleichgewicht zu halten.

In diesem Sinne kann man folgenden leserfreundlichen Feststellungen nur zustimmen, wie etwa: die Literaturwissenschaft sei keine Gebrauchswissenschaft, d.h. ihr Produkt könne nicht mehr als ein Angebot bzw. eine Empfehlung für den Leser sein. Das Informieren des mündigen Lesers sei also ihr Auftrag – oder um mit Fricke's Worten zu sprechen: der Wissenschaftler „putzt und pinselt in den Köpfen der Leser“. Die Deutung und Wertung des Gelesenen sei die Aufgabe des Rezipienten, das persönlich ästhetische Vergnügen wie auch, die Freude am Entdecken sollten ihm eigen bleiben. Fricke ist zugleich überzeugt, daß durch einen derartigen „Rückzug“ die Möglichkeiten der Wissenschaft nicht eingeengt werden, nur die Schwerpunkte sollen anders verteilt werden.

Die Quintessenz seiner Überlegungen ist es, daß die Fachsprache durch eine handhabbare Terminologie breiteren Schichten von Lesern zugänglich gemacht werden muß. Und vielleicht ist dieser Wunsch, überhaupt der Wunsch, die literaturwissenschaftliche Disziplin auf eine einheitliche Plattform zu bringen, einer der empfindlichsten Punkte dieser Arbeit. Der Autor weiß selber, wie utopisch sein Vorhaben klingt.

Der angedeutete Weg in Richtung der Einheit wird nämlich bloß als eine Aufgabe, die im Rahmen der Literaturwissenschaft zu lösen wäre, aufgeworfen. Dabei werden aber des öfteren Kants Passagen über die Ästhetik aus der *Kritik der Urteilskraft* herangezogen. Offenkundig ist Kants Werk zu einer Zeit entstanden, als jener Konsens über die eine Wahrheit bereits in Auflösung begriffen war. Und wenn wir heute soweit gekommen sind, daß verschiedene philosophische Denkart ohne gemeinsamen Bezugspunkt nebeneinander existieren (z.B. Derridas und Gadamer's), dann ist zwar der Plan für die Einheit – der Aufsplitterung der Disziplin entgegen – um so höher einzuschätzen, aber diese Problematik wurzelt viel tiefer, als daß sie durch terminologische Fragestellungen gelöst werden könnte.

Ob und wie etwas zu tun wäre, könnte entschieden werden, wenn es tatsächlich zu einem Meinungsaustausch käme – gesetzt, daß es den Teilnehmern auf die Wahrheit und nicht auf Originalitätsschere ankam.

László Klemm
Veszprém

Bernd Balzer (Hg.): Heinrich Böll 1917-1985, zum 75. Geburtstag. – Bern, Berlin, Frankfurt/M, New York, Paris, Wien: Lang 1992, (=Memoria)

Die Kritik widmet dem streitbaren und umstrittenen Autor nach einer außerordentlich regen Periode in den 70er Jahren nun wieder mehr Aufmerksamkeit. Außer dem vorliegenden Sammelband sind die deutsche Ausgabe von J. H. Reids Böll-Monographie (dtv, 1991), eine interessante Untersuchung über Bölls *Frauenbild* von Dorothee Römhild (Diss., Centaurus-Verlagsgesellschaft, 1991), eine neue *Einführung in das Gesamtwerk* von Bernhard Sowinski (Sammlung Metzler, 1993) und weitere Arbeiten in den Europäischen Hochschulschriften bei P. Lang zu erwähnen.

Dazu kommen demnächst die Materialien eines Kölner Symposions unter dem Titel *Moral – Ästhetik – Politik* vom Dezember 1992, veranstaltet von der Heinrich-Böll-Stiftung.

Laut Klappentext bietet der vorliegende Band zum 75. Geburtstag des Schriftstellers einen „analytischen Blick auf das Gesamtwerk.“ Die insgesamt sechzehn Beiträge repräsentieren das breite Spektrum der Fragestellungen. Ein Forschungsbericht von F. J. Finlay stellt die letzten fünfzehn Jahre der Böll-Forschung dar, Heinrich Vormweg, Karl Heiner Busse und Lucia Borghese untersuchen das Früh- und Spätwerk, Manfred Jurgensen und Árpád Bernáth liefern gattungsspezifische Analysen zu den Kurzgeschichten sowie den Dramen und Hörspielen, Bernd Balzer und Klaus Jeziorkowski referieren über das Problem der ästhetischen Wertung, K. J. Kuschel beleuchtet schließlich die theologische Dimension des Werks. In weiteren Beiträgen werden unter anderem das literarische Erbe bei Böll (J. H. Reid) und sein Verhältnis zu den Medien (H. Hoven) besprochen.

Finleys Forschungsbericht geht von der letzten ausführlichen Einführung in die Forschung von Rainer Nägele (1976) aus und zeigt, daß Böll die Kritik weiterhin beschäftigt hat. Das Bild der gegenwärtigen Forschung zeigt eine methodische Vielfalt. Die Palette reicht von Linders psychoanalytischen Ansatz (1986) über soziologisch ausgerichtete (Herlyn), rezeptionsästhetische (Glade, Ziltener), strukturalistische (Bernáth) und feministische (Römhild) Untersuchungen bis zu neuen, ausführlichen Biographien (Hoffmann, Reid) und zu theologisch ausgerichteten Arbeiten (Jürgenbehring, Nielsen, Kuschel). Die von Bernd Balzer herausgegebene Werkausgabe (1978) und Balzers weitere Schriften bilden ein eigenes Kapitel in der Böll-Forschung.

Die Untersuchungen zum Frühwerk durch Heinrich Vormweg und Karl Heiner Busse führen in ein weniger bekanntes Gefilde Bölls. Vormweg macht anhand zweier Erzählungen (*Die Brennenden*, 1936; *Die Unscheinbare*, 1937) deutlich, daß die allerersten schriftstellerischen Anfänge von Böll vor dem Krieg zu suchen sind und daß das spätere Weltverständnis, die späteren Grundthemen, etwa Kirchenkritik und Außenseitertum, schon in diesen frühen Schriften präsent sind. Die Belege dazu sind leider spärlich, was aber nicht an Vormweg liegt. Bernd Balzer meint dazu in der Einleitung des Bandes, daß „wir noch vor dem Beginn einer eigentlichen Böll-Philologie“ stehen, weil eine kritische Gesamtausgabe fehlt, weil viele Texte unveröffentlicht sind. Dieser Zustand wird wohl noch eine Weile andauern. Eine Wuppertaler Arbeitsgruppe unter der Leitung von Werner Bellmann, die an der kritischen Textausgabe arbeitet, kündigte ihre ersten Ergebnisse erst für 1995 an. Karl Heiner Busse stellt in seinem Beitrag die Wiederaufnahme der Produktion Bölls in den Jahren 1945-59 dar. Er versucht literaturwissenschaftliche „Mystifikationen“ und „Legenden“ zu hinterfragen und zu zerstören. Bölls Anfang, so Busse, wird in „universitär geleiteten“ literaturhistorischen Arbeiten fälschlicherweise in Verbindung mit dem *Ruf* und der *Gruppe 47* gebracht. Nach diesem „Trug- und Wunschbild“ seien die Autoren der beiden *Gruppe 47* „Garanten einer unabhängigen linken, demokratischen Nachkriegsöffentlichkeit gewesen, denen von den Alliierten 'Besatzern' z.T. willkürlich bitteres Unrecht widerfahren sei.“ In der Tat sei in vielen Artikeln ein „national-chauvinistische[s] Pathos“ zu spüren und die *Zeitschrift Der Ruf* habe eine weltanschauliche Position vertreten, die Böll keinesfalls teilen konnte. Böll gehöre so „bis 1950 weder faktisch, noch ideell in die oben benannte Reihe.“

Die Beiträge von Bernd Balzer (*Das mißverstandene Engagement – der angebliche Realismus Bölls*), Klaus Jeziorkowski (*Die Schrift im Sand*), Lucia Borghese (*Das Spätwerk*) und Erhard Friedrichsmeyer (*Das weiche und das feste Herz. Sentimentalität und Satire bei Heinrich Böll*) sind Verteidigungsre-

den für die ästhetische Qualität der Werke von Böll. Alle vier greifen Kritiken auf, nach denen sich Bölls Werke nicht durch ihre Artistik, sondern eher durch ihr soziales Engagement, ihre moralische Kraft und ihren die Zeitgeschichte dokumentierenden Realismus auszeichnen. Friedrichsmeyer konzentriert sich auf ein Teilgebiet des Problems: auf den Vorwurf der Sentimentalität. Er geht nicht davon aus, daß die Kritiken ungerecht sind. Wenn er meint, daß die kritischen Fragen von Rainer Nägele zum literarischen Rang Bölls „weitgehend offen“ bleiben, dann könnte das im Klartext heißen, daß Böll nicht zu den besten deutschen Autoren gehört. Bei Nägele, in seiner *Einführung in das Werk und die Forschung* (1976), wird nämlich Durzaks „Vermutung“ mit Einverständnis zitiert, „daß es sich [bei Böll – K. K.] offensichtlich um eine permanente Krise handelt, die letztlich gegen die schriftstellerischen Möglichkeiten des vielgerühmten Autors Heinrich Böll spricht.“ Nach Friedrichsmeyer ist die Sentimentalität „eine der schwächsten Stellen in Werke Bölls“. Er zeigt jedoch, und deshalb betrachte ich die Arbeit auch als (gerechte) Verteidigungsrede, daß die Vorwürfe nur den frühen Texten gelten können, weil Böll seit Anfang der 50er Jahre immer mehr Distanz zu seinem Stoff gewinnt. Der Roman *Billard um halbzehn* bedeutet dabei den Wendepunkt: Während in den früheren Texten die Sentimentalität unter anderem durch Leidensbereitschaft, Todessehnsucht, pathetische und übersteigerte Religiosität gekennzeichnet wurde, wird das Leiden in *Billard umhalbzehn* nicht mehr legitimiert, es erfolgt keine Identifikation mit dem Opfer. Das „feste Herz“, das zugleich mitleidend ist, „signalisiert [...] eine separate, Kritik ermöglichende Zone. Die Urteilsinstanz des moralischen Gefühls enthält die Vernunft.“ Auf diese Weise wird Böll eine seiner Schwächen los.

Die drei weiteren erwähnten Beiträge eröffnen bei ihren Verteidigungen weitere Fronten und versuchen nachzuweisen, daß die Infragestellung von Bölls ästhetischer Qualität dem Autor nicht gerecht wird. Bernd Balzer greift das Problem Realismus auf und setzt sich mit den nicht gerade seriösen Vorwürfen auseinander, nach denen Bölls Realismus auf eine „reine Übereinstimmung von Aussage und Wirklichkeit“ ziele. Balzer versucht das falsche Böll-Bild zu zerstören, indem er Bölls Selbstverteidigung nachvollzieht. Die Wirklichkeit sei für den Schriftsteller eine Aufgabe, da er sie selber schafft. Balzer zeigt in Übereinstimmung mit den Aussagen Bölls, daß der Einstieg des Autors in das Material meistens durch die Sprache und nicht durch irgendein soziales Engagement erfolgt. So etwa im Falle der Satire *Berichte zur Gesinnungslage der Nation*, für die der Umkreis des Adjektivs „rot“ im Grimmschen Wörterbuch (Rotgimpel, Rotmolch etc.) organisierend gewesen sein soll. Der sprachliche Einstieg, den auch Böll betont hat, wurde aber meines Erachtens in der Kontroverse mit den Kritikern etwas überdimensioniert. Ich glaube sogar, daß Bölls soziales, moralisches, religiöses (etc.) Engagement der Motor seines künstlerischen Schaffens war, was aber kein Mangel ist und Einstiege in den jeweiligen Stoff durch die Sprache nicht ausschließt. Klaus Jeziorkowski versucht die Vorwürfe wegen der mangelnden Kohärenz in den Romanen Bölls mit aufleuchtender stilistischer Brillanz und in breitem literarischem und kulturgeschichtlichem Rahmen zu widerlegen. Er zeigt dabei, daß Bölls Texte vor allem durch Wiederholungstechnik und durch Symbole strukturiert werden, daß gegebenenfalls klassische Kunstformen und Werke, zum Beispiel der Totentanz oder Schnitzlers *Reigen*, dieselbe inhärente Struktur aufweisen, wie etwa *Der Zug war pünktlich*. Vieles überzeugt dabei, aber Jeziorkowski versucht die Vorwürfe gegen Böll zum Teil dadurch aufzuheben, daß er die kritisierten Phänomene bei Böll mit wissenschaftlichen Termini, wie „Repetitionstrukturen“, „Reigen-Effekt“, „rondoähnliche Personenkonstellation“, „Polyperspektivik“ etc., benennt. Lucia Borghese verteidigt Bölls letzten Roman *Frauen vor Flußlandschaft*, der von der Kritik fast einstimmig negativ aufgenommen und als Produkt von Krankheit, Ermüdung und „zunehmender Senilität Bölls“ betrachtet wurde. Nach der Referentin treffen die Vorwürfe zu, sie meint aber zugleich, daß es hier um Bölls ästhetische Leistungsverweigerung geht, indem der Autor programmatisch zwei Gattungen negiert, den Roman und das Theater.“ Dadurch soll Böll die lange Streitigkeit um ästhetische und moralische Qualität beendet haben, er nimmt hier „Abschied von der Kunst mittels einer tödlichen Amputation, der einseitigen Entscheidung für die Moral.“

Schon Finleys Forschungsbericht weist darauf hin, daß den theologischen Aspekten in den letzten Jahren mehr Aufmerksamkeit gewidmet wurde. Ich halte das für sehr erfreulich, weil die religiöse, theologische, anthropologische Problematik eine grundlegende Schicht des Böllschen Werkes bildet. Die Forschung hat diese Dimension eine Zeitlang vernachlässigt und sich eher den sozialen, moralischen und ästhetischen Aspekten zugewandt. In Karl Joseph Kuschels Beitrag *Liebe-Ehe-Sakrament* wird die theologische Provokation Heinrich Bölls dargestellt, wie provozierend

für die Theologie Bölls religiöse Privatpraxis ist. Sakramente werden neu definiert, versinnlicht und säkularisiert, alltägliche Dinge und menschliche Akte werden dafür sakramentalisiert. Kuschel meint mit Recht: „Bölls literarisches Werk lebt von der Überzeugung, daß sich das Göttliche zwischenmenschlich verleblichen, versinnlichen läßt, daß Spirituelles im Materiellen, Seelisches im Körperlichen, Geistliches im Sinnlichen konkretisierbar ist.“ Bölls ständige Revolte ist eine gegen das institutionelle Verwaltetein des Menschen, was ein universales menschliches Problem ist. Dies wird in den Werken zwar auf die bundesrepublikanische Wirklichkeit bezogen vorgeführt, ist aber auch auf andere Welten Übertragbar. „Bölls Erfolg gerade in Ländern, die von einer sozialistischen Staatspartei autoritär beherrscht wurden, macht dies deutlich. Der individualistisch-anarchistische Grundzug dieses Werkes wurde gerade hier verstanden.“ Dem kann man zustimmen, freilich mit der einschränkenden Bemerkung, daß die Verwalter der Kulturszene in den ehemaligen sozialistischen Ländern Böll nicht wegen seiner anarchistischen Häresie präferierten, sondern wegen seiner Kapitalismuskritik, die äußerlich der der kommunistischen Ideologen ähnelte.

Die Beiträge werden mit einer (leider zu knappen) Auswahlbibliographie zu H. Böll und mit den wichtigsten biographischen Angaben des Autors in tabellarischer Form abgeschlossen.

Der Band leistet einen wichtigen Beitrag zur Böll-Forschung, ist aber auch dem breiteren Publikum zu empfehlen. Die Schriften bieten neue Informationen über den Schriftsteller, stellen weniger bekannte Perioden und Bereiche des Werks vor, führen in grundlegende Fragen der Wertung ein und erhellen neue Aspekte der Böllschen Texte.

Kálmán Kovács
Debrecen

Rudolf Augstein/Günter Grass: Deutschland, einig Vaterland? Ein Streitgespräch. – Leipzig: Linden Verlag 1990

Günter Grass: Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991. – Hamburg: Luchterhand 1991

Günter Grass: Rede vom Verlust. Über den Niedergang der politischen Kultur im geeinten Deutschland. – Göttingen: Steidl 1992

„Ein Schriftsteller, Kinder, ist jemand, der gegen die verstreichende Zeit schreibt“ – hieß es im *Tagebuch einer Schnecke*, worauf der Titel des vorliegenden Sammelbandes *Gegen die verstreichende Zeit* bezug nimmt. In der 1990 gehaltenen Frankfurter Poetik-Vorlesung erklärt Grass, daß dies Einmischung und Parteinahme bedeutet. Mit den vorliegenden Schriften wurde er seiner eigenen Definition des Schriftstellers gerecht, er ist „immer dabei und immer dagegen.“

Die vorliegenden drei Ausgaben enthalten Reden, Aufsätze und Gespräche von Günter Grass aus den letzten drei Jahren. Der umfangreichste Band (*Gegen die verstreichende Zeit. Reden, Aufsätze und Gespräche 1989-1991*) bringt unter anderen die wichtige Frankfurter Poetik-Vorlesung (*Schreiben nach Auschwitz*, 1990), in der Grass seinen schriftstellerischen Werdegang darstellt, Texte zur deutschen Vergangenheit (*Scham und Schande. Rede zum 50. Jahrestag des Kriegsausbruchs*, 1989), zu den deutsch-polnischen Beziehungen (*Chodowicki zum Beispiel*, 1991) oder zum Golfkrieg (*Diese Regierung muß zurücktreten*). Acht der dreizehn Texte behandeln jedoch die Wiedervereinigung, und auch die beiden anderen vorliegenden Bände haben diesen thematischen Schwerpunkt. *Deutsch-*

land, einig Vaterland? (1990) enthält eine Diskussion zwischen Günter Grass und Rudolf Augstein über die Vereinigung der beiden deutschen Staaten. Als Vorspann sind zwei kürzere Rundfunkgespräche aus dem Jahre 1960 zu lesen. Im ersten erörterte damals Karl Jaspers die These „Freiheit steht vor Einheit“, im zweiten wurde darüber unter Mitwirkung von Rudolf Augstein (u.a.) diskutiert. Das dritte, schmale Bändchen mit dem Titel *Rede vom Verlust*, enthält eine (Münchener) Rede „Über den Niedergang der Politischen Kultur im geeinten Deutschland“. Dieser thematische Schwerpunkt berechtigt den Rezensenten, sich auf Grass' Äußerungen zur Wiedervereinigung zu konzentrieren.

Der erste Text zum Thema im Sammelband (*Viel Gefühl, wenig Bewußtsein*) datiert vom November 1989. Hier schlägt Grass den Ton an, den er in den Diskussionen der folgenden Jahre beibehalten wird. Im November 1989 teilte er die damals ziemlich einstimmige Euphorie nicht, ihm war bange um die DDR und er sprach für eine Konföderation. Nach dem „Bankrott des kommunistischen Dogmas“ wollte er von Anfang an den Traum eines (demokratischen) Sozialismus bewahren.

Anfang 1990 formulierte Grass in der *Kurzen Rede eines vaterlandslosen Gesellen* und im Rundfunkgespräch mit Rudolf Augstein (*Deutschland, einig Vaterland?*) eine erste große programmatische Zusammenfassung seines Standpunktes, der vom zeitgemäßen politischen Kurs wesentlich abwich. Dubceks Traum von einem demokratischen Sozialismus ging für den Schriftsteller mit den kommunistischen Diktaturen nicht unter, Grass beharrt auf der Möglichkeit eines dritten Weges. Gegen den Einheitsstaat werden zwei Argumente ins Feld geführt: Ein geeintes Deutschland wäre zu stark und deshalb zwangsläufig eine große Irritation für die Nachbarn. Der deutsche Einheitsstaat nach 1871 war darüber hinaus „die früh geschaffene Voraussetzung für Auschwitz.“ (*Kurze Rede...*) Diese Behauptung läßt sich zwar schwer verifizieren, aber Grass erhebt Auschwitz, als Sammelbegriff für die begangenen Verbrechen im Dritten Reich, zu einem zweiten (deutschen) Sündenfall, zu einem metaphysischen Zentrum seines politischen Weltverständnisses: „Das wird nicht aufhören, gegenwärtig zu bleiben; unsere Schande wird sich weder verdrängen, noch bewältigen lassen.“ (*Schreiben nach Auschwitz*) All das, meint Grass, muß einen zukünftigen Einheitsstaat ausschließen. Als Gegenentwurf wird eine Konföderation angeboten. Sie würde eine Beendigung des Kriegszustandes bedeuten, weil sie auf die Ängste der Nachbarn Rücksicht nimmt, würde die organische Entwicklung beider deutschen Staaten sichern, dem europäischen Trend einer konföderativen Entwicklung entsprechen, die kulturelle Vielfalt der deutschen Staaten bewahren, ein neues historisches Selbstverständnis bieten und sie würde schließlich anderen geteilten Ländern (Korea, Irland, Zypern) als gutes Beispiel dienen (*Kurze Rede...*).

Die Argumentation enthält sicherlich viel Bedenkenswertes, aber der Leser hat den Eindruck, daß Grass seine Situation falsch einschätzt. Offensichtlich glaubt er in einer Position zu sein, in der er etwas vorschlagen kann, in der er die Ereignisse noch beeinflussen kann. Er formuliert dementsprechend keine Kommentare und Einschätzungen, sondern Vorschläge. Gerade dazu meint Rudolf Augstein im Gespräch mit Grass, daß der „Zug abgefahren ist.“ Grass fühlt sich davon offenbar brüskiert und scheint die für ihn unannehmbare Realität nicht verarbeiten zu können. Immer wieder beruft er sich auf die Zugmetapher und läßt später Augstein sogar als einen imaginären Lokomotivführer des Zuges auftreten, der die sterblichen Überreste Friedrich II. aus der Burg Hohenzollern (Baden-Württemberg) nach Potsdam transportierte. (*Chodowiecki...*) In der Streitschrift *Der Zug ist abgefahren – aber wohin?* wird der Streit auf der Ebene der Zugmetaphorik fortgesetzt. Die Bildlichkeit der ursprünglichen Wendung wird aber nun so sehr ausgebeutet, daß sie hier schon ziemlich ermüdend wirkt.

In seinem Zeit-Artikel *Einige Ausblicke...* (Mai 1990) akzeptiert Grass bereits das Unveränderbare, entwirft jedoch ein symbolisches Bild von der eigenen Rolle, in dem er als mahnender Wahrsager am Bahnsteig des abgefahrenen Zuges steht – und nicht angehört wird:

Als jemand, der seit Jahren die Konföderation vorschlägt [...], stehe auch ich auf dem Bahnsteig und wiederhole papageienhaft meine Warnungen, ohne ich doch, daß dem abgefahrenen Zug Unglück vorprogrammiert ist. (*Einige Ausblicke...*)

Ein weiterer Streitpunkt beim Thema Wiedervereinigung ist das Los der Ex-DDR. Grass ist überzeugt davon, daß in der DDR Werte entstanden sind, die unbedingt bewahrt werden sollen, die aber in Anbetracht eines dumpfen Einheitsgebots der Gefahr der Vernichtung ausgesetzt sind.

Nach der Überzeugung von Grass trug die Bevölkerung der DDR die Hauptlast der Kriegsfolgen, weshalb die Bürger der neuen Länder mit besonderer Rücksicht behandelt werden sollten (*Lastenausgleich*). Die Einigung aber, zumindest in der geplanten Form, diene nicht einer historischen Wiedergutmachung. Im Zeit-Artikel *Einige Ausblicke vom Platz der Angeschmierten* (Mai 1990) erscheinen „die eigentlichen Revolutionäre (...) als Angeschmierte vorerst oder auf Dauer in die Ecke gestellt.“ Grass sagt in demselben Text die verheerenden Folgen der Währungsunion auf die DDR-Wirtschaft mit ziemlich großer Genauigkeit voraus. Durch die Pleitewelle und Massenarbeitslosigkeit müssen die ehemaligen DDR-Bürger wieder als Bürger zweiter Klasse leben. (*Ein Schnüppchen...*) In seiner *Bitterfelder Rede* anlässlich des ersten Jahrestages der Vereinigung (Oktober 1991) muß Grass feststellen, daß das von ihm Prognostizierte zutreffend war. Er meint, daß die Vereinigung eine Kolonialisierung der ehemaligen DDR bedeutet, wodurch eine neue Teilung entsteht: „Nichts wächst zusammen“ – heißt es im Text.

Der dritte Band enthält eine langatmige Rede mit dem Titel *Rede vom Verlust* (entstanden im Spätsommer 1992). Grass zieht hier das Fazit der letzten drei Jahre und reflektiert auf die neuesten Entwicklungen, auf den Nationalismus, den Rechtsradikalismus und den Fremdenhaß. Das Büchlein ist „Dem Andenken der drei in Mölln ermordeten Türkinnen gewidmet.“

Das resignative Fazit der publizistischen Anstrengungen ist, daß der Schriftsteller in den letzten drei Jahren „ins Leere sprach und schrieb“, weil die „Einheit ohne Einigung“ eigentlich zu einer neuen Teilung führte, weil der ersehnte dritte Weg nicht begangen wurde, weil „die demokratische Linke“ nur noch als „zum Fossil degradiierter Einzelgänger“ existiere, weil der Verfassungspatriotismus, dem „nicht der Staat, vielmehr dessen Verfassung wichtig“ ist, das Feld vor einem nationalen Kurs alten Schlages räumen mußte. Der Titel, *Rede vom Verlust*, deutet auf die Reihe der Verluste des Schriftstellers hin, die in der Rede detailliert aufgeführt werden. Der erste der Verluste war der der Heimat (Danzig) nach 1945. Die Möglichkeit zu einer neuen Identität fand Grass im Verfassungspatriotismus, der nicht auf einem bestimmten (deutschen) Territorium oder einem historischen Gemeingut basierte. Jürgen Habermas zitierte in einem Zeit-Artikel (14/1990) die Charakterisierung des Phänomens durch M. R. Lepsius: Die Ausdifferenzierung eines 'Verfassungspatriotismus', die Zustimmung zu einer durch Selbstbestimmungsrechte konstituierten politischen Ordnung und deren Abgrenzung von einer Ordnungsidee der ethnischen, kulturellen, kollektiven 'Schicksalsgemeinschaft' sind das zentrale Ergebnis der Entlegitimierung des deutschen Nationalismus.

Nach soziologischen Untersuchungen beruhte die politische Identität in den USA und in Großbritannien seit Ende der 50er Jahre vorrangig auf den politischen Institutionen. Grass meint mit seinem Verfassungspatriotismus etwas ähnliches. Der vermeintliche Untergang einer alternativen nationalen Identität, die eben nicht auf Territorium, Schicksalsgemeinschaft, Volkseigenschaften und wirtschaftlichen Leistungen basiert, bildet den zweiten Verlust. Der dritte ist die Vielfalt der deutschen Presse, die nach Grass' Einschätzung verschwunden ist. Während früher der *Spiegel* oder *Die Zeit* eine Alternative zur Springer-Presse oder zur *Frankfurter Allgemeine Zeitung* bedeuteten, seien heute die Feuilleton-Redakteure austauschbar: „Deutschland einig Feuilleton“ – heißt es im Text, der mit einem Plädoyer für die Roma und Sinti – die wichtigste potentielle Opfergruppe des Fremdenhasses – schließt.

Grass ist als Schriftsteller nicht zuletzt durch seine hochkarätige Sprache bekannt. Um so auffälliger ist eine gewisse Unebenheit in der sprachlichen Gestaltung der vorliegenden Texte. Wiederholungen wirken hier und da ebenfalls ermüdend. Der publizistische Alltagsbetrieb zwang den Schriftsteller möglicherweise sich zu wiederholen, was der sprachlichen Gestaltung nicht gerade zugute kam. Störend ist im weiteren die schon erwähnte Position des Ratgebers. Der Leser hat den Eindruck, daß Grass die historische Realität nicht verstehen, nicht akzeptieren will. Es ist auffallend, wie radikal Grass gegen den Trend der Ereignisse redet. Im Sommer 1989 ist die sich formierende Partei der Jungdemokraten in Ungarn (FIDESZ) schon mit dem Programm der Auflösung des Warschauer Paktes aufgetreten und der Zerfall des Blocks war vorauszusehen. Im Herbst und Winter desselben Jahres erfolgte der Sturz der Kommunistischen Regime in der Tschechoslowakei und Rumänien, von der Wende in der DDR nicht zu sprechen. Trotzdem plädiert Grass in seiner *Kurzen Rede...* im Februar 1990 für eine Konföderation der beiden deutschen Staaten mit der Begründung, daß sie, die Konföderation, souverän genug ist, „den jeweils eingegangenen Bündnisverpflichtungen nachzukommen und so dem europäischen Sicherheitskonzept zu entsprechen.“ (Herv. K. K.)

Die vorliegenden Bände enthalten wichtige Dokumente zur jüngsten Zeitgeschichte. In der gegenwärtigen Diskussion sind sie sicherlich Pflichtlektüre für diejenigen, die die Diskursbeiträge der bestimmenden Meinungsmacher in Deutschland kennen möchten. In den letzten Äußerungen manifestiert sich darüber hinaus die Gestalt des Schriftstellers in einer resigniert-tragischen Haltung. Grass mußte nach dem Verlust seiner Visionen einsehen, daß seine Anstrengungen in den letzten Jahren erfolglos blieben, daß der Trend der Ereignisse gegen seine Wünsche und Träume läuft.

Kálmán Kovács
Debrecen

Adolf Haslinger: Peter Handke. Jugend eines Schriftstellers. – Salzburg, Wien: Residenz Verlag 1992, 135 Seiten.

Wer noch zweifelte, hat jetzt den Beweis: Handke ist nicht mehr der Jüngste. Rechtzeitig zu seinem fünfzigsten Geburtstag erscheint die von Adolf Haslinger verfaßte Biographie seiner Jugend, einer, wie die Lektüre zeigt, endgültig entrückten Epoche. Dabei mußte kaum ein Schriftsteller der gesamten Literaturgeschichte so kurze Zeit auf die Kodifizierung seines Lebens warten. Noch rascher als der Biograph war allerdings der Philosoph gewesen, der schon vier Jahre vorher zu Handke eine Philosophie gebastelt hatte (Peter Strasser: *Der Freudenstoff. Zu Handke eine Philosophie.* Salzburg und Wien 1990). An deren Notwendigkeit konnte man zweifeln; die Biographie ist immerhin interessant.

Für eine mehr als interessante Biographie ist die Zeit wahrscheinlich doch noch nicht reif. In Haslingers Arbeit ist nichts von der brennenden Neugier zu spüren, die bisweilen große Lebensbeschreibungen, und das heißt: Kunstwerke, hervorbringt, aber auch nichts von der Zudringlichkeit und Indiskretion der Kulturjournalisten, und ebenso fehlt ihr die Geschwätzigkeit, mit der sich schon so mancher Biograph im Faktenwald eines Lebens verirrt hat. Haslinger interpretiert nicht, er bemüht weder Psychologie noch Soziologie, er will vor allem dokumentieren. Etwa die Hälfte des Buchs sind Briefe, Tonbandabschriften, literarische Zitate, Fotos. Ansonsten knappe Beschreibungen, direkter Zugriff aufs Tatsächliche, die großen Lebenslinien immer im Blick. Am aufschlußreichsten sind dabei wohl die Briefe Handkes an seine Mutter. Die berühmte Rede des Jungschritstellers bei der Tagung der Gruppe 47 in Princeton, eigentlich eher ein Gestammel, ist vollständig abgedruckt – zwar nicht zum ersten Mal, aber zum ersten Mal im biographischen Kontext, der Licht in den Mythos bringt, der sich um die Rede bzw. um die Gerüchte von ihr gebildet hat. Die frühen literarischen Versuche, die Haslinger dokumentiert, bleiben im Rahmen talentierter Schülerarbeiten. Haslingers Buch bietet keine sensationellen Entdeckungen. Es spürt dem Einfluß der Biographie auf so gut wie alle Werke Handkes nach und zeigt, in welchem Ausmaß diese das Ergebnis eines immer auch autobiographischen Schreibens sind, von den *Hornissen* bis zu den drei *Versuchen*.

Handke stammt aus dem, was man „kleine Verhältnisse“ nennt. Sollte es eine „bürgerliche Literatur“ geben oder einmal gegeben haben, so gehört Handke nicht dazu. Das Streben des alten (oder nicht-mehr-jungen) Handke nach Erhabenheit hat nichts mit einem Sich-Erheben über die kleinen Verhältnisse zu tun, es wächst aus diesen Verhältnissen und bleibt in deren Horizont. Mittlerweile haben wir ja eine Unzahl von solchen Mittelschicht-Autoren, die von Mittelschicht-Lesern gelesen werden, sich den ganzen bürgerlichen Literaturkanon spielend angeeignet und längst durch ihre eigenen Werke ersetzt haben. Handke ist da nicht mehr und nicht weniger als ein Vorreiter und ein typischer Fall.

Der Fall Handke fällt zusammen mit einem anderen, begrenzteren Fall, nämlich dem des Pop-Literaten. Hier vertritt er seine Generation als Beatles- und Rolling-Stones-Fan, Jukebox-Verherrlicher, Kinogeher, Provokateur, Avantgardist etc. Er saugt die Pop-Kultur der sechziger Jahre auf und reproduziert sie vermittels Literatur, instinktiv, ohne die Programmatik der amerikanischen Beat-Literaten. Man soll übrigens nicht glauben, daß es beim nicht-mehr-ganz-jungen Handke damit ein Ende habe. Nein, die Generation lebt weiter, auch außerhalb ihrer eigentlichen Jahrgänge.

Handke stammt aus der Provinz, aus einem österreichischen Randgebiet, in dem neben Deutsch auch Slowenisch gesprochen wird. Andererseits spielt schon in seiner frühesten Kindheit die Großstadt (Berlin) eine Rolle. Zwischen beiden Polen pendelt sein gesamtes späteres Werk, das bei aller erreichten Klassizität immer im Aufbruch bleibt. Zum eigentlichen Ort des Erzählens werden in den Büchern der siebziger Jahre die Vorstädte und Stadtrandgebiete, die Zwischenbereiche, in denen der Erzähler weder von der Wahrnehmungsfrenesie der Großstadt bedroht wird noch von der Selbstgenügsamkeit der reinen, unberührten Natur, die, wie das scheiternde Experiment des „Raumverbots“ in *Langsame Heimkehr* zeigt, nicht beschreibbar ist.

Kleine Verhältnisse, Provinz/Großstadt, Pop-Kultur, das sind die Biographie-Elemente, die entscheidend das Werk prägen. Im letztgenannten Bereich der Pop-Kultur spielt das Kino eine herausragende Rolle. „Noch eine Eigenheit bestimmte sein damaliges Leben“, schreibt Haslinger über Handkes Studienzeit in Graz. „Er war ein passionierter Kinogeher, ein unersättlicher Konsument von Filmen, oft bis dreimal am Tag. Das half ihm allerdings, bei seiner Bewußtheit der Beobachtung, ein besonderes Auge für die bildmäßigen Verfahren, die Machart von Filmszenen und Filmsequenzen, die Filmsprache überhaupt zu entwickeln. Irgendwo liegen hier die Ursprünge für manches Schreibverfahren Handkes, aber auch die gedanklichen Anfänge für seine eigene Film- und Regiearbeit der späteren Jahre.“ Dieses „Irgendwo“ ließe sich zweifellos präzisieren, und man darf sogar vermuten, daß die Filmästhetik nicht nur „manche“, also einzelne Schreibverfahren Handkes beeinflusst hat, sondern seine gesamte Wahrnehmungs- und Aufzeichnungsweise bis hin zu den Naturschilderungen von der Ste. Victoire oder dem slowenischen Karst. Die metonymische Reihung erhabener Augenblicke hat ihre Traditionsursprünge wahrscheinlich im 19. Jahrhundert; die Kinoästhetik des 20. Jahrhunderts könnte man als Technisierung und Vermassung des – seinem ursprünglichen Wesen nach seltenen – erhabenen Augenblicks begreifen. Handke wäre, so gesehen, nicht nur der Schriftsteller seiner Generation, sondern auch der Schriftsteller seines Jahrhunderts, des Jahrhunderts der Technik. Die Biographie Haslingers gibt uns eine Reihe von Auskünften darüber, wie Handke dazu kam, das zu sein.

Leopold Federmair
Szeged

Dieter Nerus/Ilse Rahnenführer: Orthographie. Studienbibliographien Sprachwissenschaft. – Heidel- berg: Julius Groos Verlag 1993

Wenn es um Fragen der Orthographie geht, scheint der Deutschlehrer im Vergleich zu seinen Englisch bzw. Französisch unterrichtenden Kollegen eine leichte Aufgabe zu bewältigen. Aber daß diese Aufgabe doch nicht so einfach und problemlos ist, beweist neben der Praxis auch die große Anzahl von Publikationen, die diesem Fachbereich gewidmet sind. Ein großer Teil dieser Publikationen wird in der 1993 beim Julius Groos Verlag erschienenen Bibliographie *Orthographie* dem Interessenten in thematisch geordneter Form zugänglich gemacht.

Das 44 Seiten starke Bändchen ist aber mehr als eine bloße Aufzählung orthographischer Literatur; die Autoren machen die Benutzer durch eine kurze thematische Einführung mit dem eigentlichen Thema bekannt, dessen Reformierung seit einiger Zeit auf der Tagesordnung steht. Da der Rezensent an einigen Gesprächen und Konferenzen zur Reform der deutschen Orthographie teilgenommen hat, weiß er, wie wichtig dieses Thema für Wissenschaft und Wirtschaft ist. Aber man muß nicht unbedingt an Konferenzen dieser Art teilnehmen, um die Aktualität dieser Frage einschätzen zu können. Jeder, der Schweizer Zeitungen in die Hände bekommt, weiß, daß in diesem Land das *ß* seit einigen Jahren abgeschafft und in allen Positionen durch *ss* ersetzt wurde. Dies ist jedoch lediglich eines der Probleme, die mit den Reformversuchen der deutschen Orthographie zusammenhängen.

Daß die Reformversuche im Bereich der orthographischen Forschungen im Vordergrund stehen, wird auch in den einzelnen Abschnitten nahegelegt. Auf benutzerfreundliche Weise gliedern die Autoren ihre Bibliographie in acht thematische Abschnitte, die je einen ausgewählten Problembereich behandeln und je nach Bedarf in weitere kleinere Abschnitte untergliedert werden. Dieser Aufbau erleichtert die Orientierung in den einzelnen Fachgebieten und ermöglicht einen schnellen Zugriff auf aktuelle Probleme. Diese Methode wird durch die numerische Einordnung der behandelten Titel ergänzt. Der größte Abschnitt ist verständlicherweise den theoretischen Problemen einzelner orthographischer Fragen gewidmet, wie z.B. Fremdwortschreibung, Groß- und Kleinschreibung, Interpunktion u.ä. Es scheint jedoch nicht ganz klar zu sein, was zur Interpunktion gehört, da z.B. der Gedankenstrich im Abschnitt *Sonstiges* und nicht im Abschnitt *Interpunktion und ihre Reform* behandelt wird.

Der thematisch geordneten Bibliographie ist am Ende des Bandes ein Autorenregister angefügt, was wiederum die autorenbezogenen Orientierung zugute kommt. Ein weiterer Vorteil der Bibliographie ist, daß sich die Autoren nicht ausschließlich auf gegenwärtige Fragestellungen konzentrieren; die Probleme der deutschen Rechtschreibung bekommen ein diachronisches Ausmaß, indem auch Titel ins Register aufgenommen wurden, die frühere Stadien der Orthographiegeschichte behandeln.

Ottó Korencsy
Budapest

Csaba Földes (Hg.): Germanistik und Deutschlehrer- ausbildung. Festschrift zum hundertsten Jahrestag der Gründung des Lehrstuhls für deutsche Sprache und Literatur an der Pädagogischen Hochschule Szeged. – Wien: Praesens 1993, 372 S.

Hundert Jahre sind im Leben eines Lehrstuhls ein würdiger Anlaß, Bilanz zu ziehen und Orientierungspunkte für die künftige Arbeit zu geben. Dies dokumentiert der vorliegende, von Csaba Földes, dem Leiter des Lehrstuhls, herausgegebene Sammelband, in dem neben international anerkannten in- und ausländischen Germanisten auch Nachwuchswissenschaftler zu Worte kommen.

Der den Sammelband einleitende Aufsatz von Csaba Földes bietet einen informativen, fundierten Überblick über die Deutschlehrausbildung an der Pädagogischen Hochschule Szeged während der letzten hundert Jahre. Das sorgfältige aufbereitete, mit zahlreichen Anmerkungen versehene Material gibt Einsichten vielfältigster Art in die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge, "die über ihren historischen Wert hinaus auch für die Belange der Gegenwart und Zukunft dieser Disziplin von Relevanz sind" (S. 11). Obwohl die neueste Geschichte des Lehrstuhls – die Informationen zu diesem Abschnitt sind leider etwas gering – erst wieder mit

dem Jahre 1985 anzusetzen ist, zeigt sich bereits deutlich die fachlich-wissenschaftliche Profilierung seiner fast 20 MitarbeiterInnen, deren Forschungstätigkeit sich auf die Bereiche (kontrastive) Linguistik (mit den Schwerpunkten Phraseologie, Lexikologie und Syntax), literaturwissenschaftliche Komparatistik, deutsche Minderheitenforschung und Deutschdidaktik konzentriert, die dementsprechend auch Hauptschwerpunkte dieses Bandes sind. Mit acht bzw. sieben Beiträgen präsentieren sich die Bereiche Linguistik bzw. Deutschdidaktik, die beiden anderen Forschungsbereiche sind leider nur durch jeweils zwei Beiträge vertreten.

Beiträge zur Linguistik

Gabriella Bakos stellt anhand eines umfangreichen Untersuchungsmaterials (das Korpus umfaßt 2556 deutsche Fremd- und Lehnwörter) semantische Relationen zwischen dem deutschen Lehnwort im Ungarischen und seiner deutschen Entsprechung dar. In Abhängigkeit vom Vollzug der Assimilation und vom Grad der semantischen Veränderungen werden die Belege gruppiert.

Dmitrij Dobrovolskij erläutert in seinem Artikel Aufbauprinzipien und Anwendungsmöglichkeiten der von ihm entwickelten *Datenbank deutscher Idiome*. Auch wenn die Entwicklung einer Datei zunächst nicht alle in sie gesetzten Erwartungen erfüllte, so vermag die computergestützte Phraseographie doch, "die Information in diskreter und maximal strukturierter Form" (S. 54) darzustellen. Etwa 1000 Idiome wurden aufgearbeitet. Für jedes Idiom wurde eine Eingabemaske erarbeitet, die einzelne Felder beinhaltet, die der Verfasser – an Beispielen erläutert – ausführlich vorstellt. Ein Positivum der Datei ist – und hier stimmt man dem Autor gern zu – deren Orientierung an der gesprochenen Sprache. Der Autor zeigt bisher noch ungenutzte Möglichkeiten der computergestützten Phraseographie auf und skizziert Perspektiven für weitere Forschungen.

Streitgespräche, eine Form der Verbalaggression, untersucht Erzsébet Forgács. "Weil die emotionale Entladung meist verbal erfolgt, erscheint der Emotionsausdruck auch linguistisch relevant" (S. 69). An ausgewählten literarischen Texten werden die wichtigsten Merkmale dieses Gesprächstyps, z.B. das Beteiligtsein von mindestens zwei Interaktionspartnern, das Vorhandensein eines Konfliktes, aggressive Emotionen, die Verletzung des Images, Kooperativität (mit dieser Komponente setzt sich die Referentin kritisch auseinander) veranschaulicht. Neben den deskriptiven Aspekten stellt die Autorin auch interkulturelle Bezüge her. Ich persönlich glaube, daß hier stärker Aspekte aus dem psychologischen und soziologischen Bereich mitspielen als aus dem linguistischen.

Der dynamischen Entwicklung der interlingualen kontrastiven Phraseologieforschung in den letzten zehn Jahren ist der Beitrag von Jarmo Korhonen gewidmet. Sich an Meilensteinen dieser Entwicklung (Tagungen, Konferenzen, Herausgabe von Sammelbänden) orientierend sowie auf die Forschungstätigkeit herausragender Linguisten eingehend, vermittelt der Verfasser ein informatives und aktuelles Bild. Neben der Zusammenfassung der Ergebnisse der Forschungsaktivitäten unter bestimmten Gesichtspunkten (z.B. Anteil der Sprachen bzw. Sprachfamilien, bevorzugte Fragestellungen und Beobachtungsobjekte usw.) gibt der Verfasser wertvolle Anregungen für die weitere Forschung. Ein umfangreiches Literaturverzeichnis schließt den Überblick ab.

Mit der kontrastiven Beschreibung des semantischen Feldes des Beförderns (anhand des Verbs fahren) beschäftigt sich Stefan Pongó. Dazu hat der Autor ein interessantes Modell entwickelt, das morphologische, semantische, schwer erfaßbare valenztheoretische sowie phraseologische Aspekte berücksichtigt und durch muttersprachliche Angaben dem Lerner leichter zugänglich gemacht werden soll.

In den Mittelpunkt ihres Beitrages rückt Ildikó Szobozslai den Gebrauch der Genitivattribute sowie deren Konkurrenzformen, die auf ihre Austauschbarkeit hin untersucht werden. Ausgehend von den intersprachlichen Ähnlichkeiten der Genitivattribute kommt die Autorin zu der Feststellung, daß "ähnliche, oft gleiche Relationen, (d.h. Bedeutungen) in den deutschen und ungarischen Genitivattributen ausgedrückt werden können" (S. 138). Die kontrastive Analyse zeigt theoretisch anspruchsvoll und anhand eines reichhaltigen Beispielmateriale, welche ungarischen Äquivalente welcher Form entsprechen und welcher Konkurrenzformen sich das Ungarische bedient, um diese Relationen auszudrücken.

Roman Trošok vergleicht auf valenztheoretischer Grundlage Infinitivkonstruktionen bei Verben des Mitteilens im Deutschen und Slowakischen. Die Analyse ergab, daß der valenzabhängige Infinitiv (Infinitiv als dritter Aktant) in beiden Sprachen nur einige Übereinstimmungen im Gebrauch aufweist.

Die Unterschiede führt der Autor auf "sprachinterne Gesetzmäßigkeiten des grammatischen Baus der beiden Sprachen" (S. 163) zurück. Ein stärkeres Eingehen auf das Slowakische hätte ich mir jedoch gewünscht.

László Valaczkai analysiert die physiologischen und akustischen Merkmale der Verschlußlaute des Deutschen. Durch die Anwendung dynamischer Forschungsmethoden gelingt es dem Autor, die Verschlußlaute äußerst komplex zu typologisieren. Sicherlich wäre der interessierte Leser dankbar gewesen, wenn der Verfasser erste Erfahrungswerte zu den ange deuteten vielfältigen Anwendungsbereichen (vor allem dem Ausspracheunterricht) hätte einfließen lassen.

Beiträge zur Literaturwissenschaft

Der erste Beitrag zur literaturwissenschaftlichen Komparatistik stammt aus der Feder von Márta Harmat, die einen typologischen Vergleich der zwei bekanntesten Oden Klopstocks und Lomonosovs vornimmt. Die Verfasserin, der es vor allem um die geistesgeschichtlichen Zusammenhänge dieses Themas geht, will "die innere, subjektive Gedanken- und Gefühlsbewegung des Dichters" erfassen. Deshalb steht "im Mittelpunkt der Odeninterpretation nicht in erster Linie das Objekt der Begeisterung, sondern eher ihr Subjekt und die vom Objekt hervorgerufene subjektive Begeisterung selbst" (S. 186). Die Autorin kommt zu dem Ergebnis, daß trotz der Gemeinsamkeit im Philosophisch-Ästhetischen die Verschiedenheit der geistigen Voraussetzungen hervorzuheben ist. Während Klopstock in der "protestantisch-pietistischen Weltanschauung" verwurzelt ist, spiegelt sich in der Lomonosovschen Ode das "prawoslawische Gemeinschaftserlebnis des russischen Denkens" (S. 195).

Die Darstellung Ungarns/des Ungarischen und der ungarischen Figuren im Werk von Joseph Roth, insbesondere in seinem Roman *Die Kapuzinergruft*, erörtert Gábor Kerekes. Der Autor zeigt – durch zahlreiche konkrete Textbeispiele belegt – Roths Antipathie gegenüber den Ungarn, die "kein positives Gefühl für die gemeinsame übernationalen Heimat, die Monarchie, besitzen und zugleich die Unterdrücker mehrerer anderer Völker in eben dieser Monarchie sind" (S. 210). Die Analyse ungarischer Figuren im Rothschen Werk (z.B. der Familie Kovacs, der Frau Jolanth Szatmary) verdeutlicht deren vorwiegend mit negativer Konnotation verbundene Darstellung.

Beiträge zur Minderheitenforschung

Der deutschen Minderheitenforschung sind die nun folgenden beiden Aufsätze gewidmet.

Lautstand, Flexion, Syntax und Lexikon des Zimbrischen, der ältesten erhaltenen deutschen Sprachinselmundart, beschreibt Maria Hornung. Die Verfasserin bringt wichtige Anstöße für dringliche Untersuchungen und fordert Maßnahmen zur Erhaltung der zimbrischen Mundart, eines "Sprachdenkmals ersten Ranges" (S. 216).

Ausgehend von der allgemeinsprachlichen Gesetzmäßigkeit, daß das lexikalisch-semantische System relativ offen für fremdsprachliche Strukturen ist, untersucht Georg Melika die Wechselwirkung der deutschen, ungarischen und ukrainisch-ruthenischen Mundarten von Transkarpatien. Durch Schemata veranschaulicht der Autor die lexikalisch-semantische Heterogenität einer Sprache bzw. ihrer Mundarten. Dazu bezieht er neben den strukturellen, räumlichen und zeitlichen Kriterien das kommunikative Kriterium, die Kriterien des Standes (Raum und Usus) und der Entwicklung (Zeit und Verkehr) in seine Überlegungen ein.

Beiträge zur Didaktik

Dem Titel des Sammelbandes gemäß ist der Bereich der Fachdidaktik mit zahlreichen wertvollen Beiträgen vertreten.

Die Fehlerbewertung im schülerorientierten kommunikativen Unterricht ist Anliegen des Aufsatzes von Otto Dinger. Der Autor zeigt die Relation, in der der strukturelle und der kommunikative Fehler (im kommunikativen Unterricht sollte der strukturelle Fehler mit weniger als 50% in die Gesamtnote eingehen) zu sehen sind, und gibt Impulse für eine weitere Beschäftigung mit diesem Thema.

Unter sozialpsychologischem, logischem und pädagogischem Aspekt untersucht Peter Doyé Stereotypen im Fremdsprachenunterricht. Dabei kommt er zu dem Ergebnis, daß Stereotypen dem Menschen zwar eine Groborientierung ermöglichen, aber "die meisten Situationen, in die die Menschen unserer komplexen politischen Welt gegen Ende des 20. Jahrhunderts kommen, zu ihrer Bewältigung ein differenzierteres Denken als das in Stereotypen (erfordern)" (S. 273). Damit kommt dem sich seiner pädagogischen Verantwortung bewußten Lehrer die Aufgabe zu, die Schüler auf die Gefährlichkeit stereotypen Denkens aufmerksam zu machen und bereits vorhandene Stereotypen zu modifizieren. Dazu gibt der Autor verschiedene Anregungen.

Rolf Ehnert sieht seinen Beitrag als Plädoyer für die Forderung, regionale Varianten des deutschen Sprachraumes in die "Lehrerausbildung und in die Lehrmaterialien, damit in die Sprachausbildung aufzunehmen" (S. 279). Sicher bestehen die Forderungen des Verfassers zurecht, da gerade wegen der breiten Gefächertheit der Ausbildung von Germanisten/Deutschlehrern außerordentlich viele Möglichkeiten gegeben sind, die Studierenden für diese Problematik zu sensibilisieren, zumal grundlegende Voraussetzungen, wie z.B. Kenntnisse über die 2. Lautverschiebung, vermittelt werden, vom Umfang her gibt es – meiner Ansicht nach – aber Diskussionswürdiges.

Der konfrontativen Linguistik kommt im Beziehungsfeld Linguistik-Fremdsprachendidaktik ein besonderer Stellenwert zu.

Wolf-Dieter Krause geht in diesem Zusammenhang auf theoretische und praktische Probleme des Vergleichs von Textsorten zweier oder mehrerer Sprachen hinsichtlich der beiden Aspekte Struktur und Kultur ein und exemplifiziert die drei damit zusammenhängenden Arten von Äquivalenzbeziehungen:

1. Totale (oder weitgehende) Äquivalenz
2. Nulläquivalenz
3. Partielle Äquivalenz.

Einige Desiderata deuten die zahlreichen Forschungsmöglichkeiten an.

Kritisch und differenziert setzt sich Hansjörg Landkammer mit der Problematik Sinn, Zweck und Gefährlichkeit von Nationalhymnen auseinander. Gerade die geographischen, sozialen und politischen Veränderungen in Europa berechtigen zu einer intensiveren Auseinandersetzung mit dieser Thematik.

Jakob Oßner plädiert in seinem Aufsatz für einen Grammatikunterricht, der als "Reflexion über Sprache" verstanden wird und sich nicht "in der Vermittlung terminologischen Wissens" erschöpft (S. 326). Auch wenn der Autor sich auf den muttersprachlichen Grammatikunterricht bezieht, so sind doch metakommunikative Zugangs- und extrakommunikative Betrachtungsweisen als "Fundament eines jeden Grammatikunterrichtes" (S. 323) auch für den Bereich Deutsch als Fremdsprache zu überdenken.

Auch im Beitrag von Winfried Ulrich geht es um Reflexion über Sprache, wobei er das Konzept eines "textorientierten Grammatikunterrichtes" vertritt. "Textorientierung sollte vorherrschendes Prinzip für Sprachrezeption, Sprachproduktion und Sprachreflexion sein" (S. 346). Daß dabei der Textsorte Witz (Anspielungs- und Mißverständniswitz) eine wesentlich größere Beachtung geschenkt werden muß, vermag der Autor in köstlicher Weise überzeugend darzustellen. Die ausführlich beschriebenen Unterrichtsvorschläge bieten viele Anregungen für eine praktische Umsetzung.

Anerkennung gebührt dem Herausgeber, dem es gelungen ist, namhafte Germanisten für diesen – auch drucktechnisch gelungenen Band zu gewinnen. Eine breite Palette theoretisch anspruchsvoller Beiträge, die einerseits das vielseitige Profil des Lehrstuhls verdeutlichen und deren Ergebnisse und theoretische Schlüsse andererseits mannigfaltige Anregungen für weiterführende Untersuchungen und schöpferische Diskussionen geben. Das den Sammelband abschließende Autorenverzeichnis bringt dem Leser die Verfasser auch menschlich näher.

Petra Szatmári
Szombathely

Faint, illegible text covering the majority of the page, appearing to be bleed-through from the reverse side. The text is mirrored and difficult to decipher.

Page 2
Continued